

Nur das eine Wort

Ich bin erst acht, glaube ich (XXX!), aber trotzdem haben die Erwachsenen mir gesagt, dass mein Bauchnabel so formschön und klein sei, dass selbst ein Eincentstück ihn verdecken könnte. Und das ich eines nicht vergessen darf, in diesem Zimmer, in diesem Bett. Bei dem Gedanken daran fühlt sich mein Hals an, als würde etwas Langes, Hartes darin stecken. Wie ein Eisstiel, der gegen die Kehle drückt.

Sag nur nur das eine Wort, haben sie gesagt. Und das ist das Problem. Ich will es nicht sagen, und es ist ganz natürlich, dass ich jetzt an Paps denke. Wenn er lächelt, dann ziehen sich tausend Falten um seinen Mund. Er hat sagenhaft viele Sommersprossen auf der hellen Gesichtshaut und sieht selbst, wenn er wütend ist, fröhlich aus. Mama sagt manchmal, dass mit seiner Mimik etwas nicht stimmt, weil er ständig so glücklich aussieht, als hätte er etwas Süßes genascht. Aber ich bin nicht glücklich, wenn sie mir Schokolade oder einen Lutscher geben. Oder ein Eis. Irgendwann habe ich mal gesehen, wie ein Wildkaninchen von einem uralten, kastenförmigen Mercedes mit Stern angefahren wurde und auf der Straße starb. Ich war zu dem Tier weinend hingerannt, aber als ich dort angekommen war, sah ich an seinen Augen, dass es tot war. Beinahe wütend hatte ich ein paar Fliegen weggewedelt, die sich bereits auf sein Fell setzen wollten. Der Autofahrer hatte angehalten, sein Fenster heruntergelassen und gerufen: „Tut mir leid.“ Dann war er weitergefahren. Ober er zu mir oder dem toten Kaninchen gesprochen hatte, begreife ich bis heute nicht. Aber heute, x Wochen später weiß ich, dass ich damals noch dumm gewesen war. Kurz denke ich darüber nach, wie viel Zeit seitdem vergangen ist. Aber das gehört zu den Dingen, die ich vergessen habe. Ich lecke mit der Zunge über die trockenen Lippen. Ich will nicht sagen, dass ich viel schlauer bin als noch vor x Wochen, als das mit dem Kaninchen passiert ist, aber heute weiß ich wenigstens etwas: Wenn jemand stirbt oder etwas anderes schlimmes passiert, dann schaut das andere Leben wie die Fliegen im Fell dieses toten Tieres dabei zu. Und seitdem ich weiß, wie diese Dinge stehen, macht mich nichts mehr glücklich. Auch keine Schokolade oder ein Eis. Denn die Welt ist gleichgültig und dreht sich immer weiter. Und das macht sie brutal.

Er kommt in das Zimmer.

Paps, denke ich unwillkürlich, weil es ganz natürlich ist, dass ich jetzt an ihn denke.

Er setzt sich auf die Bettkante.

Und natürlich sehe ich Paps jetzt in Gedanken wieder vor mir, mit seinen Sommersprossen. Ich versuche, mir sein Lächeln vorzustellen, aber es bleibt weg, als wäre Paps nur eine auf das Papier gemalte Figur, der man den Mund ausschneiden kann. Ich weiß nicht, ob es mir Angst macht, dass ich schon wieder etwas vergessen habe, ebenso, wie die Zeit, die nur noch aus x Wochen besteht. Ich

denke an eine Sanduhr, wie sie meine Mama noch besessen hatte, als wir uns das letzte Mal gesehen hatten, und ich sehe, wie das Glas der Uhr jetzt einen schmalen, langen Riss bekommt, aus dem der Sand in das schwarze Nichts hineinrieselt. Aber er fällt nicht nach unten, sondern verhält sich so, wie Gegenstände im All, die sich im freien Fall befinden, was von den meisten Menschen als Schwerelosigkeit bezeichnet wird. Aber mein Paps hat mir beigebracht, dass das nicht stimmt. Im All ist man nicht schwerelos, sondern befindet sich im freien Fall, weil die Erdanziehungskraft zu weit weg ist. Das alles hat mir mein Paps erklärt, als er das letzte Mal auf meiner Bettkante gesessen und die Nachttischlampe das Sternenlicht in kreisenden Bewegungen gegen die Zimmerwände geworfen hatte. Ich beiße mir ständig auf die Unterlippe, weshalb sie nicht nur trocken, sondern zerfleddert ist und nach Blut schmeckt, weil ich auch Paps xxx nicht mehr gesehen habe. Früher – also für xxx und vielleicht noch ein X mehr – habe ich noch geweint, weil ich Mama und Paps vermisste und wieder haben wollte. Ich vermisse sie immer noch, aber jetzt habe ich die Tränen verloren, ebenso wie die Uhr ihren Sand. Alles ist nur noch xxx – und vielleicht noch ein X dazu. Oder zwei XX. Oder noch mehr ...

Ich mag es nicht, das Wort gleich sagen zu müssen – und keines dieser Ikse.

Aber sie sind einfach da, vermehren sich und schütten das zu, was ich vermisse. Ich glaube, sie begraben es. In mir.

Die karierte Gardine weht ins Zimmer, denn ich hatte das Fenster gekippt, um all die Gerüche zu vertreiben, die mich an das tote Kaninchen erinnern haben, nach Fell und Körperflüssigkeiten, die austraten. Ja, *er* ist da. Beugt sich zu mir hinab.

Ich schließe die Augen – presse die Lider fest zusammen und erinnere mich wieder daran, dass das Leben nur zuschaut und zuschaut, darauf glotzt, wie weh die Dinge tun. Als würden all die Schatten hier nur aus kalten Händen bestehen, die über meine Oberschenkel, das Kinn, die Lippen streicheln und mir tausend Stromschläge verpassen.

Der fremde Mann beugt sich über mich, das spüre ich an seinem Atem, der nach schwerer Minze riecht und sich feucht an meiner Stirn niederschlägt. Bestimmt lächelt er. Aber ich habe mir abgewöhnt, hinzusehen und dabei nach Luft zu schnappen oder zu weinen, bei den Dingen, die im Leben passieren. Ich kralle mit den Fingernägeln ins Bettlaken und denke an das Lächeln von damals. Von Paps. Aber es bleibt ausgeschnitten.

„Sag es zu mir“, haucht der fremde Mann.

„Ich will nicht.“

„Sag es zu mir“, murmelt er erneut, nur diesmal direkt in mein Ohr.

„Nein. Das ist wie Katzensgold“, flüstere ich, weil mein Paps mir erklärt hat, was Katzensgold bedeutet. Denn genau das ist das Wort. Es könnte wertvoll sein, aber das ist es nicht – nicht mehr - und das, obwohl es glänzt und wertvoll aussieht.

„Wenn du es nicht sagst, werde ich nicht vorsichtig sein“, sagt er und lässt den Gürtel klappern.

Weinen ist schon längst nicht mehr. Und dann kommt das Wort über die zerfledderten Lippen. „Papa“, flüstere ich und stelle mir vor, dass es nur ein Schatten ist, der zu mir ins Bett steigt, um all die Dinge zu tun, bei der die Welt zusieht. Aber der Schatten hat zu viel Körper und eiskalte Hände, die streicheln und streicheln, über die Oberschenkel, die Hüften, über den Einentbauchnabel. Der ein Stück von mir ist und doch nicht mehr mir gehört.

Er legt den Zeigefinger auf meine Lippen. *Schschscht!*

Eine Träne läuft an meine Wange hinab, ich bin mir sicher, es ist die Einzige. Denn mein Gesicht verzieht sich zu wenig, ich spüre nichts mehr, halte nur die Luft an, bis wieder X an Zeit vergangen ist, ansonsten bleibt alles an mir starr und unbeweglich.

Flüstert die Träne etwas? Von den Schmerzen, bei denen die Welt zusieht? Ich lausche.

Aber sie sagt nichts.

Oder?

Kein einziges Wort.

Und obwohl ich die Augen fest zusammen kneife, finde ich in der Dunkelheit meines Kopfes etwas Goldgelbes im freien Fall: Es ist einziges Sandkorn.

XXXXX.